



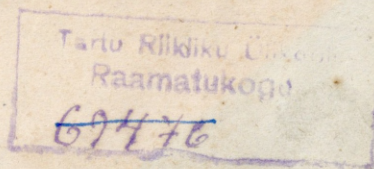
Auch
ein Wort über Schiller.

Ein Vortrag,
bei Gelegenheit der Schiller-Feier gehalten, im Museum
der vier literarischen Gesellschaften in Riga,
den 27. October 1859,

von

Dr. C. A. Berkholz.

Riga,
Druck von W. J. Häcker.
1859.



1572

(Buch)

ein Wort über Schiller

Est-A-10831

Der Druck wird gestattet. Riga, den 13. November 1859.
Censor Constantin Alexandrow.



Dem Präses,
Herrn Eduard Martenson,
und
allen Mitgliedern des edlen Dichtervereins
in Riga,

in herzlicher Gemeinschaft

gewidmet

von

Verfasser.

Meine H.!. Es war vor 84 Jahren, da schrieb ein junger 16jähriger Mensch an seinen Freund: „O Karl, wir haben eine ganz andere Welt in unsern Herzen, als die wirkliche Welt ist!“ — Und wenige Jahre später: „Wir wollen ein Buch machen, das von dem Henker verbrannt werden muß!“ — Und dieser junge Mensch, in seinem tiefsten innern Widerspruch mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, in seinem aufflammenden Zornmuth gegen Alles, wogegen seine drei ersten Tragödien Protest einlegten, — dieser, der zeitlebens vom Zwange der Noth die Entfaltung seines Geistes behindert sah, ward der hochgefeierte Lieblingsdichter seines Volkes, der mit bezaubernder Gewalt Sympathien weckte, die hundert Jahre nach seiner Geburt, „soweit die deutsche Zunge klingt“, einen ungeschwächten Ausdruck suchen. Woher diese merkwürdige Erscheinung? Was ist der Grund dieses wunderbaren Einflusses? Wie erklären wir uns diese Thatsache? Welch' eine Berechtigung hat dieser Dichter in der Entwicklungsgeschichte geistigen Lebens? Mit einem kurzen Wort auf diese Fragen hinzudeuten, sei auch mir erlaubt. Haben wir eine mächtig wirkende Potenz des höheren Culturlebens verstanden und begriffen in ihrem Sein, so sind wir zu einem befriedigenden Ruhepunkte gelangt. Möchte auch mein Wort ein richtiges und ein klares sein,

Est-A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

10210

ein kleiner Beitrag zum Verständniß jenes Geistes, der fortlebt in seinen Werken, und die fortleben werden, so lange deutschem Geist und deutscher Sprache Anerkennung unter den Menschen bleibt.

Man kann seine Werke in drei Abtheilungen zerlegen: Gedichte, Tragödien und prosaische, historische und philosophische, Schriftstücke: alle bewegen sich um Ein Gedanken-Centrum, Ideen des Erhabenen und Anmuthigen, des Wahren, des Guten in die Wirklichkeit zu pflanzen, und alles von dem wunderbarsten Glanz und der vollsten Pracht sprachformlicher Schönheit umflossen. Accorde sind angeschlagen, aus dem tiefsten Urborn deutscher Dictionsfähigkeit entquollen, des Wohlklanges und der Harmonie, die noch heute maßgebend sind, und Ohr und Gemüth entzücken. Jede Linie, die dieser Geist der Sprache überliefert, ist der Reflex einer innern That: denn er wandelte nicht auf den Aetherpfaden sonnigen Behagens, er wartete nicht im glücklichen Waghalt auf die gute Stunde; dem grollenden Vulkan enttobte die Lava, und aus dem harten Gestein schlug er mühevoll die zarteste Form. Das Gemeine und Platte ist ihm im Innersten zuwider: edel und ernst, rein und keusch im Ausdruck geht sein Vers in den Tagen der Höhenpunkte seines Glanzes, nachdem die ersten Jugendausbrüche des Jorns sich abgelagert, stolz daher. Wenn „ein kröpfziges Geschlecht den gesunden Bau eines Halses leicht für eine Strafe Gottes hält“ (Goethe), so war der Sinn des deutschen Volksgeistes noch nicht so verkommen, daß er nicht aufgelauscht hätte, als der Sänger, aus dem sangreichen Schwabenlande gebürtig, den Ton der Erbitterung über eine entartete Wirklichkeit, und den der Wehmuth über ein vergeblich gesuchtes Ideal anschlug: er dachte und

dichtete, fast immer seufzend unter der hemmenden Fessel wechselnden Geschickes, wozu in der Vollkraft blühenden Alters der nagende Keim hinzehrender Krankheit kam, die ihn frühzeitig dem Kreise irdischer Arbeit entrückte; er suchte und rang nach Versöhnung, nach Einklang des Wissens und der Erscheinung. Mit allen den Geistern, welche die Culturgeschichte Europa's unvergänglich feiern wird, einem Leibniz, Klopstock, Lessing, Herder, Göthe, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, den Humboldt's etc., kam er nicht dazu, den Kern des christlichen Glaubens, der im kleinen Lutherschen Katechismus zu lesen steht, gefunden zu haben. Er hat sich selbst das nicht angemuthet, und wir würden ihm Gewalt anthun, solchen Fund ihm beizulegen. Wir gehören nicht zu denen, die deshalb ihn glücklich preisen, aber uns den Epigonen kommt's am Wenigsten zu, Gericht zu halten über Geister, die auf weiten Gebieten der Wahrheit und Schönheit Gedanken in Fluß gebracht haben, die auch unser Leben zieren und schmücken.

Tiefer sittlicher Ernst, edelste Begeisterung für Menschenwohlfahrt, Sinn für die engeren Formen häuslicher Tugend, — die christliche Religion, soweit sie Moral ist, ohne daß wir ein Zeugniß seiner Anerkennung hätten über den Ursprung dieser von ihm gefeierten menschenwürdigen Sittlichkeit, — das lebte in seiner Brust, das auszusprechen zur Anregung und zur Racheiferung, war ihm angebornes Bedürfniß. Die Form dazu fand er im Gedicht, in der Tragödie und in der prosaischen Historienmalerei so wie in der abstract philosophischen Abhandlung.

Seine Gedichte, sie sind ein Gemeingut geworden des gebildeten Theiles deutscher Nation. Ewig Schade, daß „wir uns angewöhnt haben, uns an diesen Gedich-

ten in der Jugend zu übersättigen, in einer Zeit, wo der eigentliche Kern dieser Dichtungen uns gänzlich unverständlich ist, wo uns nur der harmonische Wohlklang und allenfalls das Sentimentale anlockte. Wir kehren im Alter selten zurück zu einer ernstern Lectüre derselben, die wir inwendig zu kennen meinen, weil wir sie auswendig wissen, und schämen uns vielleicht unsrer einstigen Liebe, weil uns kein Eindruck so lebhaft übrig blieb, als der des weichlichen" (Gervinus), des hochschwunghaften. Es ist daher ganz gewöhnlich, daß man auf ihn als auf einen Dichter weicher, weiblicher Gemüthsart zurücksieht, und eben jene Sachen, die der Jugend und Frauenwelt so zusagen, als das Charakteristische betrachtet. Es verlohnte sich wohl einer genaueren Untersuchung, woher es kommt, daß dieser Dichter, der ausdrücklich für Männer schreiben wollte, vorzugsweise von der Jugend und den Frauen gefeiert wird, während dem ewig jugendlichen olympischen Dichterkönigen mehr die Männerwelt sich zuwendet. Sei es in den Balladen oder Epigrammen, in den lyrischen Ergüssen oder längern poetischen Schöpfungen, in denen er einen abstracten Gedanken in Poesie umsetzt, immer ist's der Haß gegen das Sittlich-Abnorme, gegen das Lasterhafte und Unmoralische, und die Liebe zur Wahrheit, zum Sittlich-Guten und Edlen, das ihn begeistert, und wozu anzufeuern er ausgeht. Das Bedauern, in seinen Gedichten keines zu finden, das würdig wäre, in einem kirchlichen Gesangbuch zu stehen, erscheint mir ziemlich überflüssig. Es ist das Seufzen der Impotenz gegenüber den Unterlassungen der Titanen. Als wenn die Kirche ohne Schiller'sche Verse in Gefahr käme, zu sterben. An Raphael aussetzen wollen, daß er kein Pergoleser gewesen, ist gedankenlos. Die Mission unsers Dichters war eine bestimmte,

und wir können verstehen, worin sie bestand. Schlechte Moralisten hat es immer gegeben, die auch als Dichter und Schriftsteller aufgetreten sind. Auch das 18. Jahrhundert hatte solche. „Das hätte man verbieten müssen“, höre ich sagen. In der That, es wäre ebenso ungerecht, die mangelhafte Ausführung solcher Verbote sämtlichen Staatenregierungen vorzuwerfen, als sie dafür verantwortlich zu machen, daß, da der Erdball möglicher Weise einmal plagen könnte, sie sich nicht bei Zeiten zu Verhaltensmaßregeln anschickten, und zwar durch einen präventiven tüchtigen eisengeschmiedeten Reif um den Aequator. Unser Dichter kam mit seinen Gedichten in Lebensphären, wohin kein Gesangbuch kommt. Das ist auch etwas, m. H. Jene nachsichtige Grazienphilosophie eines Wieland und der Anakreontiker, jene sensuale Lebensweisheit, jene laxe Empfindsamkeit und Ueberschwenglichkeit fand in dem Ernst seiner Moral einen Damm zur Selbstbesinnung. Dabei ertrug seine freiere Natur nicht die Härte und den ascetischen Anstrich der „Pflicht um ihrer selbst willen“, er wollte vielmehr eine Tugend und Pflichterfüllung aus Neigung, einen Gehorsam gegen die Vernunft und das Gewissen mit Freuden.

Es möchte eine Selbsttäuschung unseres moralischen Dichters zu nennen sein, die er mit Vielen seiner Zeitgenossen theilte, das lag in der geistigen Luft, die wir jetzt nicht chemisch analysiren wollen, daß er im Unklaren blieb über die Urquelle seiner „Moral“, als wenn ohne das geoffenbarte mosaische Gesetz und dessen Erfüllung im HErrn die späteren philosophischen Moralbeductionen jemals zu Stande gekommen wären. Alle Entfaltungen nachfolgender Moralprincipe haben ihre tiefste Wurzel in der Offenbarungsöconomie des sich mittheilenden und mani-

festirenden Gottes. Die besten und höchsten Ideen in diesem Bereiche sind nicht von den Einzelnen erdacht und erfunden, sondern gefunden, weil sie bereits gegeben waren. Ich will hier nur an drei Gedichte erinnern, die gewiß nicht bloß nach meinem Gefühl zu den schönsten Erzeugnissen dichterischer Phantasie gehören, die jemals von deutscher Feder geschrieben sind: die Glocke, der Spaziergang und das Ideal und das Leben. Die Glocke, meine Herren, ich frage: ob dieses unsterbliche Gedicht je möglich gewesen wäre ohne die Basis und den Hintergrund der Lebensmacht des Christenthums? der Spaziergang, ich möchte mir erlauben, dies Gedicht einen wahren Naturpsalm zu nennen im modernen Styl, soweit überhaupt unser Dichter für die Natur zugänglich war. Und in dem Ideal lauten zwei Zeilen:

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.“

Ein gewaltiges Wort, das an das Tieffinnigste des Christenthums anstreift. Der Dichter bezeichnet nämlich hier als das Höchste, da wollend zu sein, wo die Pflanze, in Folge natürlicher Anlage, willenlos ist, und nur der Gottheit gegenüber giebt er den Rath, willenlos zu sein, damit sie herabsteige zu uns von ihrem Thron! Die edelsten Mystiker, welche das Sichversenken des heiligen Geistes in den Menscheng Geist fühlen und aussprechen, haben kaum anders gesagt. Es ist bekannt, wie die Götter Griechenlands angeführt worden sind als Zeugniß aus dem modernen Heidenthum. „Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick!“ Ja, es war weit gekommen mit den gebildeten höheren Kreisen des deutschen Lebens, die ihre Inspirationen von Versailles erhielten. Lesen wir nur Schloffer's Geschichte des 18. Jahrhunderts, so wird uns vieles

erklärlich. Da zeigte sich wirklich keine Gottheit ihrem Blick! Auch den höchsten geistigen Capacitäten war dieser Blick geschwunden. Wir erinnern an Napoleon's Gespräch mit den Deputirten der Pariser Akademie, wo auf die Frage: „Haben Sie, meine Herren, in den Berechnungen der Sternenbahnen Gott gefunden?“ der große La Place die Antwort gab: „Sire, ich bin in meinem mathematischen Calcül ohne diese Hypothese ausgekommen.“ Ja, keine Gottheit zeigt sich meinem Blick! Arme Menschheit, auf den Höhen der Jahrhunderte, seufzt auch unser Dichter. Lieber ein Heide sein, und die gottbedürftige Menschenbrust an einem Gözenbilde erwärmen, als in dem seelenlosen Mechanismus einer fatalistischen Zufälligkeit geistig zu Tode frieren! Der Aberglaube ist des Menschen unwürdig, aber der Unglaube ihm unnatürlich, weil ein absoluter Widerspruch gegen seine Existenz. Die vollendete Trostlosigkeit, die in der vermeintlichen abgeklärten Philosophie des Diesseits liegt, wird hier in den hinreißendsten Jammertönen ausgeäuert. Ob der Dichter den vorübergehenden Augenblick eines solchen schwankenden Scepticismus, in welchem seine Zeit, die eine Uebergangsperiode war, gefangen lag, selbst hat innerlich durchleben müssen, und in solchen Klagen den Ausdruck seines tiefen innern Schmerzes, als wie über ein Mißverhältniß zwischen Soll und Haben, fand?

Die andere Seite, die zum Verständniß des Dichters und seiner Werke führt, ist die Tragödie. — Jedes Volk, auf der naiven Stufe der Unbefangenheit, wird seine Freuden und Sorgen, seine Kämpfe und Leiden, die ruhige Situation seiner Zustände, sowie die bewegteren Momente seiner Geschichte, die ihm mehr von Außen her angethan werden, poetisch zur Darstellung bringen zunächst

im Liebe und dann im Epos: dort das umrahmte Gebiet des kleinern Stilllebens der Naturfinder im einzelnen Bilde, hier der breite, ruhig fließende Strom der Handlung, rhapsodisch gemessen sich bewegend. Aber die höchste Stufe aller Dichtung, abgesehen von der geistlichen religiösen Hymne, die wir hier nicht zu untersuchen haben, ist die eigentliche Kulturpoesie, das dramatische Gedicht, die Tragödie, wo der Mensch im freien Kampf mit dem Geschick und dem feindlichen Willen zu Conflicten und Katastrophen kommt, welche die ganze Empfindung durch die Energie ihrer Eindrücke in Schreck und Rührung, in Furcht und Mitleid in Anspruch nehmen. Die Tragödie behauptet einer verderbten Gegenwart gegenüber sittenreformatorische Tendenz. So hat „Shakespeare seine größten Meisterwerke wie eine moralische Gallerie geordnet, in der er der Menschen Leidenschaften und Laster an die äußersten Punkte rückt und warnend die erschütternden Bilder des Stolzes und Ehrgeizes, des Jähzorns und der Unenischlossenheit, der Liebe und Eifersucht, der Verleumdung, der Falschheit und Treue, des Geizes und der Verschwendung aufstellt.“ Unser Dichter äußert sich selbst darüber, wenn er sagt: „die Tragödie hat mit der Ohnmacht, Schlawheit, Charakteristik des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen.“ So er. — Für ein Volk auf dem naiven Standpunkt bewußtloser Naturzustände, wo die Gegenständlichkeit der Reflexion noch nicht in großen, erschütternden Ereignissen vielseitig gestalteter Verhältnisse in Staatsform, Kunst und Wissenschaft sich herausge-

bildet hat, gibt es wohl ein Volkslied, ein episch sich abrollendes Sagenbild, aber keine Tragödie. Für die Nationalen z. B. in unsern Ostseeprovinzen ein Drama, wie den Hamlet, in's Lettische übersetzen, und ihnen vorführen, um wo möglich auch das Bewußtsein zu wecken, was das heißt: something is rotten in the state of Danmarc, wäre geradezu hirnlos, ebenso, als wenn man versuchen wollte, Hegel's Phänomenologie des Geistes lettisch zu geben. Für viele Menschen gibt's keine Tragödie, und dieser Mangel stört sie auch gar nicht in ihrem Wohlsein. Wie spät bekamen die Griechen ihr Drama! Der Zrofese, wenn er 40 Pfund Fleisch in einem Ruck verzehrt, fühlt sich stofflich wohl, und so hinauf. Doch davon abgesehen, wird jedes Volk, neben der Sorge materieller Befriedigung, und neben dem höchsten Triebe religiöser Ahnungen, auch ein Gebiet sich frei erhalten, auf dem es sich im zwecklos beschaulichen Spiel des Vergnügens ergeht. Der Mensch, der um seine Verdauung zu befördern, einen Spaziergang in der freien Natur macht, ist darum noch kein Naturfreund, er müßte denn den Mittelpunkt der ganzen Natur in seinem Magen entdeckt haben. Das Vergnügen und Spiel ist kein unzu beachtendes Moment in den Bestrebungen für Völkerverwohlfaht. Sich gegen das Vergnügen im Volksleben als etwas unberechtigtes für den Christen nur ablehnend verhalten wollen, hieße die natürlich sinnliche Basis des Menschen verkennen, auf der das Geistige, Moralische, Religiöse sich baut. Wer dazu beiträgt, die Vergnügungen, die im Volksleben in der Wirklichkeit einmal ihre Stelle haben, zu veredeln, ist auch ein Wohlthäter der Menschheit. Dazu kann auch die dramatische Kunst beitragen. Wir wissen, wie die Aeschylus' und Sophokles' eingewirkt haben auf den National-

geist ihres Volkes; wir wissen, daß auch die Kirche in früheren Jahrhunderten ähnliche Hilfe nicht verschmähte. Ich habe vor einigen Jahren bei einer Gelegenheit in einer Schrift hingewiesen auf die Reformation Riga's, wie diese durch scenische Aufführungen, namentlich des „verlorenen Sohnes“ vom Rigaschen Zinngießer Burkard Waldis, der auch ein Dichter war, dem Volke verständlich gemacht ward, übrigens dramatische Schaustücke, die ziemlich burlesker Natur, vom erhabenen Pathos himmelweit entfernt waren. Existirt nun einmal in der dramatischen Scenerie ein Institut, das sich unsre Culturvölker nicht werden nehmen lassen, so ist es gewiß viel verdienstlicher, es zu veredeln, und es dem Gebiete der damit etwa verbundenen sittlichen Gefahr entziehen durch eine würdige Existenzbereitung desselben, daß wahre, treffliche Gedanken, Gesinnungen und Gefühle dadurch genährt und gefördert werden, als bloß Zeterschreien, das doch unbeachtet bleibt und mit den Bedürfnissen einer gesteigerten Culturwelt bricht, statt auch sie in den Dienst des Geistes hinüberzulenken.

Die Tragödien unseres Dichters stehen da als Produkte des edelsten Genies, denen wir in der deutschen Poesie nur die des zweiten des Dioskurenpaares als ebenbürtig zur Seite stellen werden, wenn auch hier der Unterschied zwischen beiden auf's Schärffste hervortritt. Sehen wir auf die Behandlung des historischen Stoffes, auf die vollendete Meisterschaft der Sprache, auf die Reinheit und Zucht des Ausdrucks, auf den ernstesten Schwung erhabener Gefühle und Gedanken, die, weil oft sententiös, dem Gedächtniß sich so einprägen, daß sie beinahe der Gefahr ausgesetzt werden, durch den schnellen Umlauf, den sie genommen haben, wie eine Münze abgegriffen, trivial zu werden, — wir müssen ihm die Lorbeerkrone reichen! Was

man auch an diesen classisch gewordenen Dichtungen zu bemerken gehabt hat, — die Schmachtepisoden im Wallenstein, einen solchen Kürassiroffizier, wie den Max, habe es im ganzen 30jährigen Kriege nicht gegeben, Posa's Cabinetspredigt sei eine historische Unmöglichkeit, Tell eine rein logische Figur, die Gedanken producirt, die im 14. Jahrhundert nimmer auf den Alpen wachsen konnten, die Jungfrau von Orleans eine Somnambule, und die Braut von Messina eine seltsame Mischung von Heidenthum und Christenthum, für die kein Raum und keine Zeit zu finden, — man läßt sich durch alle solche Kritiken im Genuß dieser Tragödien doch nicht beirren; der Dichter wirkt als ein ästhetischer Tyrann, der den Ton überall anschlägt, der trifft. Der deutschen Gemüthlichkeit sagt diese abstracte Reflexion im Dufte poetischen Hauches ganz besonders zu; jeder Einzelne hat ein geheimes Verlangen, den idealen Menschen, den er besitzt, in sich aufzufinden; da erkennt man die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die das Bessere sucht, und dem Entgegengesetzten zu folgen gezwungen ist, aber der hochgehende und oft tiefsinnige Dichter will auch die Pfade zeigen, auf denen der Mensch, der sich des Mangelhaften seiner Existenz bewußt ist, das zu sein strebt, was er nicht ist, und hoffen darf zu werden, was er eigentlich sein sollte!

Wir wissen, daß der Dichter lange mit dem Plan sich getragen, den Knecht Gottes in Israel, Moses, den Gesetzgeber, poetisch zur Darstellung zu bringen. Wenn wir einen Klopstock vergeblich ringen sehen, das Höchste menschlichen Denkens und Erkennens, die Gestalt des Herrn, im Messias zu feiern, und wir uns sagen müssen, daß diese Gesänge von jeher mehr bewundert als gelesen worden sind, so können wir es nur ewig bedauern, daß es

unserm Schiller nicht gegeben ward, seinen Moses aufzuführen. Das war grade ein Sūjet, wozu der Geist des Dichters wie geschaffen war. Das Göttliche des ewigen Moralgesetzes empfand er tief in seiner Brust, wenn er auch fortwährend in der Sehnsucht begriffen blieb, die Erfüllung des Moralgesetzes, die im Evangelium liegt, zu suchen. Welch eine erhabene Gestalt hätte er uns vorgeführt, auf Grundlage umsichtiger Studien, die er bei solchen Arbeiten nie zu verabsäumen pflegte, wie wäre das vom Glanz der Offenbarung umstrahlte Alterthum lebensvoll aus dem Dunkel der Vergangenheit in die unmittelbarste Nähe gerückt; und wenn Jemand vom Wallenstein sagt, es rieche da ganz nach Pulver, wie würden die Donner vom Sinai dort ihren lauten Widerhall gefunden haben in den Herzen der Menschenkinder, die geboren sind, Gottes Geist aufzunehmen in ihren Willen! Es ist aber nicht geschehen! Auch hier des Endlichen Loos!

Was die profaischen Sachen betrifft, so weise ich nur ganz kurz auf die historischen Schilderungen hin. Die fast poetisch schwunghafte Sprache in denselben, die ihre Nachklänge noch in Rotteck finden, die Zeitbewegungen der nordamerikanischen Freiheitskriege und der französischen Revolution, sowie das einseitig gefasste formale Princip des Protestantismus, das damals grade besonders hoch getragen ward, — das Alles sicherte diesen Schriften einen ungeheuren Erfolg, während die rein subjective Auffassung des Geschehenen vor der Kritik neuerer Geschichtsforschung nicht bestehen mag. Die philosophischen Abhandlungen dagegen, von denen die meisten Schillerverlehrer am Wenigsten etwas wissen, gewähren uns einen tiefen Blick in die innere Werkstatt seines poetisch schaffenden Genies. In und bei Königsberg in Preußen lebten

freilich durch Jahrhunderte getrennt, zwei der eminentesten Geister, Copernicus und Im. Kant. Jener, der Gründer der neueren Betrachtung der sichtbaren Himmelswelten, lehrte den festen Standpunkt der Erde aufgeben; dieser dagegen, der Schöpfer der nach ihm benannten kritischen Philosophie, kehrte auf seinem rein speculativen Gebiet, den Satz seines großen Landsmannes um, indem er das Axiom aufstellte, daß die Dinge außer uns sich nach dem in uns feststehenden Gesetz des Erkennens richten. Kant's Philosophie, von umwälzender Natur, traf mit unserm Dichter gleichzeitig zusammen. Dieser, eine echt deutsche Ader in sich tragend, vor den Bewegungen der handelnden Welt sich ein ideelles Refugium zu suchen, mit dem stärksten Hang zur Abstraction ausgerüstet, warf sich mit ganzer Energie auf diese Untersuchungen der intellectuellen Welt. Wie Kant in Folge seines kritischen Verfahrens dahin kam, die theoretische und praktische Urtheilskraft im Menschen gleichsam anatomisch zu zerlegen, das, was in uns denkt und will, mit dem Secirmesser aufzudecken, und daraus die Gesetze des richtigen Denkens zu deduciren („Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“), so fand Schiller darin eine Veranlassung und ein Regulativ, um sich von den Operationen seiner dichtenden Kräfte Rechenschaft zu geben. Wir sehen in Schiller das merkwürdige Beispiel, das nicht oft in der Geschichte wiederkehrt, daß Einer der ersten Dichter bei seiner productiven Thätigkeit sich selbst in seiner poetischen Praxis zum Gegenstande theoretischer Beurtheilung und Begründung nimmt. Die Dichter, sie singen und sagen, sie folgen gleichsam willenlos dem innern angeborenen Triebe, der Inspiration, die sie, wenn sie geborene Dichter sind, auch das Richtige treffen läßt, und erst hinterher kommt gewöhnlich die küf-

lere Kritik, und zeigt, warum und wie die Wissenschaft das Alles vernünftig finde, was wirklich sich zugetragen hat. Schiller dagegen geht den dürresten Abstractionen auf dem Gebiete des Ethischen und Aesthetischen nach, um die Gesetze seines dichterischen Thuns zu entdecken.

Doch genug. Ich habe nur flüchtig Gedanken in's Bewußtsein rufen wollen, die bei solchen Gelegenheiten gern einen Ausdruck suchen. Unser Dichter lebt fort, in der stetig sich bewegenden Culturentwicklung deutschen Geistes, weil er sie mächtig mit hat tragen und fördern helfen, — weil er Anschauungen und Ideen in Umlauf gebracht hat, die wir in der Entwicklung unseres eigenen Geistes, auch heute noch, nicht missen möchten, — und weil auch er, — trotz dem, daß das höchste Problem ihm ein ungelöstes geblieben sein mag, demüthig willenlos vor der „Gotttheit“ stand, um sie „aufzunehmen in seinen Willen.“ Ob sie dem aufrichtig Suchenden ewig verborgen bleibt? —

